

**drama**

**SLA**

**02.22.**

**Lethargie**

**drama  
SLA  
02.22.**

A.: Therapeut

B.: Klient

In einer Praxis. Spartanisch eingerichtet. Ungemütlich.

**drama**  
**SLA**  
**02.22.**

**1. Akt**

**drama  
SLA  
02.22.**

*B. betritt die Praxis, nachdem er kurz an der Tür klingelte. Er betritt den Warteraum, an dessen Zimmertür sich ein Schild Bitte um Geduld befindet. B. ist auffällig entspannt. B. tritt in das Zimmer ein und setzt sich auf einen der drei Stühle, die vor dem Fenster gegenüber der Eingangstür zum Wartezimmer stehen. Die Tür zum Gesprächsraum öffnet sich. Eine männliche Stimme und eine weibliche Stimme verabschieden sich voneinander. Kurze Stille, B. sieht zu der Wand, hinter der die beiden Stimmen stehen.*

*Sie geht an B. vorbei, zu schnell, um ihre Figur erfassen zu können. Die Praxistür fällt ins Schloss. Nach wenigen Sekunden folgt der Unbekannten A.*

*A.: Guten Tag Herr B., ich bin A. A reicht B. die Hand.*

*B.: Guten Tag. Reicht ebenfalls die Hand.*

*Die beiden Männer gehen in das Sitzungszimmer. In dem Zimmer befinden sich zwei Sessel, auf die der erste Blick fällt. Zur linken Seite befindet sich ein bodenlanges Fenster, vor dem weiße Vorhänge herabhängen. In ihnen bewegt sich gleichmütig der sich in ihnen verfangene Wind, der aus dem Fenster nach innen vordringt. Hinter den Vorhängen zeichnen sich Bäume ab, in denen sich unmittelbar vor dem Fenster die Nester von Vögeln befinden. Die Wände des Raumes sind kahl. Zur linken Seite ein Schreibtisch auf dem sich*

*Unterlagen in für Außenstehende ohne Sinn  
zusammengelegten Stapeln befinden. Eine Lampe  
beleuchtet das Zimmer mit fluoreszierendem Licht.  
Beide setzen sich auf die vorbereiteten Sessel, die  
gegenüberstehen. A. legt einen Block auf seine  
überschlagenen Beine; hält einen Stift. Die Stunde  
beginnt.*

A.: Nochmals, Guten Tag Herr B.

B.: Guten Tag Herr A.

A.: Was führt sie zu mir?

B.: Das weiß ich nicht.

A.: *Verwundert.* Das ist ungewöhnlich.

B.: Warum?

A.: Regelmäßig haben die hier sitzenden  
Patienten einen Grund, der sie zu mir führt.

B.: Ich nicht.

A.: Warum nicht?

B.: Braucht man denn für alles einen Grund? Muss  
man denn alles denken?

A.: Wenn Sie sich entscheiden, hierher zu  
kommen, schon. Sonst macht das wenig Sinn. Sie

wissen, warum man eine Therapie macht? Das setzt Ihren Willen voraus. Sie sind der Initiator-

B.: ... meines Glücks. *Lacht.*

A.: Ja. Genau. Sie lachen?

B.: Offensichtlich.

A.: Warum lachen Sie?

B.: Wie ich eben schon sagte: Muss es denn für alles einen Grund geben?

A.: Meistens gibt es für alles einen Grund.

B.: Und Sie sind hier, um diesen Grund zu finden.

A.: Ich bin hier, damit Sie diesen Grund finden.

B.: Was macht Sie so sicher, dass ich diesen Grund nicht schon gefunden habe?

A.: Nun ja, vielleicht weil Sie wie ein Suchender wirken, dessen flapsige Kommentare als Schutz vor seiner inneren Angst fungieren.

B.: Das Fungieren meiner Kommentare als Schutz vor meiner inneren Angst. Kann denn das Fungieren auch funktionieren, wenn meine Angst eine nicht Innere ist? Überhaupt, warum müssen meine Kommentare denn fungieren, nur weil sie Sie provozieren? *Kurze Pause.* Sie wirken sehr

sicher in ihrer Analyse über mich und meinen Ich;  
und dass nach so kurzer Zeit. Beeindruckend.

*Beide sehen sich an.*

A.: Das ist das, was ich mache. Darum bin ich hier.

B.: Darum sind sie dort und ich hier. *Zeigt auf den gegenüberstehenden Stuhl von A.* Den Gründen auf den Grund gehen heißt auch in den Spiegel zu sehen. Würden Sie auch in den Spiegel sehen? Das Bekannte ist dem Bekennenden bekanntlich am bekanntesten.

A.: Nehmen Sie mich ernst, denn ich habe das Gefühl, dass Sie das nicht tun?

B.: Nehmen Sie mich denn ernst?

A.: Warum sollte ich Sie nicht ernst nehmen?

B.: Weil Sie nicht für das Ernstnehmen bezahlt werden.

A.: Ich höre Zynismus.

B.: Ich lebe ihn.

A.: Denken Sie, dass es Ihnen damit besser geht. Denken Sie, dass er notwendig ist für Sie?

B.: Ich sehe ihn weniger als Notwendigkeit, den als geringeres Übel an.

**drama**  
**SLA**  
**02.22.**



A.: *Schreibt immer wieder Notizen auf seinen Block.* Geringeres Übel zu was?

B.: Geringeres Übel zu der Alltäglichkeit.

A.: Die Alltäglichkeit muss nichts Schlimmes sein.

B.: Muss sie das nicht?

A.: Alltäglichkeiten lassen sich nicht vermeiden.

B.: Das heißt nicht, dass sie nicht schlimm sind.

A.: Das heißt, dass man sie akzeptieren muss.

Vieles an Leid kann sich der Mensch ersparen, wenn er akzeptiert, statt gegen etwas zu arbeiten – gegen etwas Unvermeidbares zu kämpfen. Sie

können nicht Ihre Umwelt verändern, nur Ihren Blick auf sie.

B.: Das heißt also, dass man alles so akzeptieren muss wie es ist. Dann muss ich wohl meine Eigenart akzeptieren, meine Umwelt nicht akzeptieren zu können.

A.: *Macht wieder Notizen.* Was war heute die Alltäglichkeit, die Sie störte.

B.: Ich habe nicht gesagt, dass mich die Alltäglichkeiten stören.

**drama**  
**SLA**  
**02.22.**

A.: Gut, dann stören Sie die Alltäglichkeiten nicht. Aber Sie empfinden sie doch als Übel, wie Sie gerade sagten.

B.: Wissen Sie, ob ich etwas als Übel empfinde oder nicht, ändert nichts an dem Übel selbst. Die Welt und ihre Protagonisten liefert hierfür den Beweis.

A.: Jetzt lassen wir die Welt beiseite. Hier geht es um Sie. Was geht in Ihnen vor?

B.: Was soll in mir vorgehen?

A.: In Ihnen muss doch etwas vorgehen! Auf ihren Zynismus sind wir schon gestoßen. Woher denken Sie, kommt Ihr Zynismus?

B.: *Lacht.* Auf meinen Zynismus sind Sie gestoßen, ich kenne ihn schon.

A.: Sich hinter Floskeln zu verstecken, den abschätzigen Blick auf andere werfen, erleichtert den Blick von sich selbst abzulenken.

B.: Das ist ihr Berufsalltag.

A.: Das ich den Blick auf Andere lenke heißt nicht, dass ich ihn von mir selbst ablenke.

B.: Dann müssen Sie sehr viel zu sehen haben. Zu viele Augen für einen Menschen. Oder schlummern mehrere Seelen in einer Brust? Und jede von ihnen möchte gehört und gesehen werden. Das erscheint mir auf dem ersten Blick sehr anstrengend. Andererseits wendet der Blick sich leichter von der einen ab, wenn er sich auf die andere richtet.

A.: *Wird unruhig.* Lassen Sie uns zurück zu Ihnen kommen. Wo waren wir stehen geblieben? *Sieht auf seinen Block.* Haben Sie eine Erklärung für Ihren Zynismus?

**drama**  
**SLA**  
**02.22.**

B.: Sind wir denn von mir weggekommen? Aber gut, wegen mir sind wir hier, nicht wahr!

A.: Was führt sie also hierher?

B.: Ich versuche mich selbst zu überzeugen.

A.: Wovon?

B.: Von einer dringlichen wie unabänderlichen Entscheidung.

A.: Was ist das für eine Entscheidung?

B.: Den richtigen Schritt gegangen zu sein.

A.: Und davon müssen Sie sich selbst überzeugen? Ist sehe eine Ambivalenz? Sie sind

also nicht wirklich sicher, ob Sie die richtige Entscheidung getroffen haben.

B.: Wie gesagt, mehrere Seelen schlummern in einer Brust.

A.: Welche Seele spricht jetzt mit mir?

B.: Was denken Sie, welche Seele jetzt zu Ihnen spricht?

A.: Ich kenne Sie zu wenig, um zu wissen, wie viele Seelen vor mir sitzen.

B.: Womöglich kennen sie mich nicht mehr und nicht weniger, als Sie sich selbst kennen. Wie soll ich Ihnen also die Frage beantworten? Sie

**drama**  
**SLA**  
**02.22.**

verlangen Unmögliches von mir. Niemand kennt sich so sehr, um alle seine Seelen zu kennen. Deshalb sitzen wir ja hier.

A.: Was geht in dieser einen Seele vor, die jetzt mit mir spricht.

B.: Ich frage mich, warum immer etwas in mir vorgehen soll. Wenn das so wäre, wäre das nicht reichlich anstrengend?

A.: Weder das Fühlen noch das Denken ist frei von Anstrengung. Auch deshalb sitzen Patienten hier. Über das eine wie das andere zu sprechen, kann die Last nehmen.

B.: *Lacht abfällig*. Ich muss also etwas fühlen. Ist das so? Weil ich hier bin, um etwas zu fühlen?

A.: Ich weiß nicht, warum Sie hier sind.

B.: Ich habe es in ihren Fragebogen geschrieben.

A.: Sie haben in meinen Fragebogen eine Antwort, aber nicht die Wahrheit geschrieben.

B.: Ist nicht jede Antwort gleichermaßen die Wahrheit, wie sie auch keine Wahrheit ist?

A.: Ich habe den Eindruck, Sie weichen meinen Fragen aus. Was ist denn Ihre Wahrheit?

B.: Meine Wahrheit. Meine Wahrheit, gibt es die? Meine Wahrheit ist die Wahrheit, die von mir erwartet wird.

A.: Warum denken Sie, dass eine Wahrheit von Ihnen erwartet wird?

B.: Warum fragen Sie mich nach der Wahrheit?

A.: Ich frage Sie danach, was in Ihnen vorgeht.

B.: Sie haben mich nach der Wahrheit gefragt.

A.: Fragen stellen, heißt Antworten vermeiden.

B.: Fragen stellen, heißt Antworten vermeiden.

*A sieht B mit prüfendem Blick an, dann schaut er zurück auf seinen Block, der noch immer auf seinem Schoß liegt. Es ist in der Ruhe des Raumes das Vogelgezwitscher zu hören, dass von den kämpfenden Vögeln vor dem Fenster in das Zimmer dringt.*

**drama**  
**SLA**  
**02.22.**

## **2. Akt**

**drama  
SLA  
02.22.**

*Noch immer ist lautes Vogelgezwitscher zu hören. In dem Zimmer herrscht zwischen A und B eine angespannte Stille. A sieht auf seinen Block, B fixiert ihn.*

A.: *Liest eine Frage mit monotoner Stimme ab.* Seit wann fühlen Sie sich unwohl und verspüren Angst?

B.: Ich verspüre keine Angst.

A.: Entschuldigen Sie, dass war die falsche Frage. Seit wann verspüren Sie eine innere Unruhe?

B.: Sollten wir nicht über mich sprechen? Sieht um sich herum. Wollten wir nicht über meine Launen sprechen?

A.: Sie bezeichnen Ihren derzeitigen Zustand als Laune?

B.: Wie würden Sie es denn nennen?

A.: *Blickt auf die Bücherreihen neben der Tür.*

B.: Suchen Sie die Antwort oder suchen Sie die Antwort eines Anderen?

A.: Die Antwort eines Anderen kann auch meine Antwort sein.



B.: Die Antworten der Anderen sind oft die besseren Antworten und vor allem immer dann, wenn man selbst keine hat.

A.: Ich bin nicht hier, um meine Antworten zu geben.

B.: Warum sind Sie denn überhaupt hier.

A.: Wegen Ihnen.

B.: Wegen mir? *Lacht abfällig.* Das Wenigste, was wir tun, tun wir für oder wegen dem Anderen. Und doch ist der Andere die häufigste Ausrede sich selbst zu genügen.

A.: Sehen Sie das so?

**drama**  
**SLA**  
**02.22.**

B.: Ja. Dafür muss ich nicht die Antwort Anderer suchen.

A.: *Wirkt merklich angestrengt.* Das Tun und Machen für den Anderen oder für sich selbst. Das sind zwei Seiten einer Medaille, die doch noch dieselbe Medaille ist. *Unterbricht kurz.* Welche ihrer Seite Sie sich ansehen, bleibt Ihnen überlassen. Heute die eine Seite zu sehen und morgen die andere, verändert nicht den Wert der Medaille, sondern nur Ihren Blick auf sie. Aber etwas zu sehen, bedeutet immer auch, etwas anderes nicht zu sehen.

B.: Die Blindheit ist das einzige Glück, das mir verblieben ist.

A.: Nicht, wenn Sie blind für das sind, das Ihnen Glück zu geben bereit ist.

B.: Was soll das sein? Sie reden die ganze Zeit vom Glück, als wenn Sie sagen könnten, als wenn sie wüssten, was das ist. Als wenn es von mir abhinge, ob ich glücklich bin oder nicht. Sollten Sie Ihre Patienten nicht von der erlogenen Erkenntnis befreien, dass das Glück für sie irgendwann greifbar wäre. Das Glück als Ziel eines Lebens das mehr einem Irrgarten als einer Landstraße gleicht. Vielmehr ist es doch so, dass das Glück einigen Glücklichen vorbehalten bleibt. Die Glücklichen, die am Unglück der Anderen ihr eigenes Glück verdienen können. Und da sagen Sie, der Andere

bringt das eigene Glück. Genau so viel ist der Andere dem Selbst nämlich wert: sich selbst zum eigenen Glück zu verhelfen.

A.: Glück besteht darin, angenehme Gefühle zu empfinden und Schmerz zu vermeiden.

B.: Der Sinn des Lebens nach dem Glück zu suchen und es vielleicht zu finden, erfüllt sich in der Sinnlosigkeit dieses Ziels. Wie ein Esel nach der Möhre zu greifen, die immer vor der Nase baumelt und doch unerreichbar ist. Immer zu laufen und zu laufen, immer auf den Moment wartend, die Möhre zu greifen. Die Möhre erfüllt ihr Dasein irgendwann in der Hoffnung nach diesem unerreichbaren Moment. Da stellt sich die Frage

nach dem Gemüt des Menschen, der nicht glücklich, sondern nur auf der Suche nach dem Glück sein will. Das Unglück zu akzeptieren ist nicht der Schluss des Sisyphos, sondern in dieser Akzeptanz weiter das Glück zu suchen.

A.: Glück entsteht, wenn Menschen das tun können, was sie für wertvoll erachten.

B.: Und was der Mensch für wertvoll erachtet, entscheidet nur allzu oft, am wenigsten der, den es angeht. Ist das nicht der eigentliche Grund, weshalb die Menschen Sie aufsuchen. Auch in der Stunde der bitteren Erkenntnis des eigenen Scheiterns vertrauen sie mehr dem Anderen als

sich selbst. Wie soll der Affe auch die Marionette führen, wenn er doch selbst an den Fäden hängt.

Der Suche nach dem Glück folgte die Erkenntnis, die Zeit auf der Suche nach dem Glück eines Anderen vergeudet zu haben. Dann sitzen sie hier, arm an Zeit und Geduld, reich an der Erfahrung des Unglücks, oder viel schlimmer noch, der Leere, die ihren Vorhang in dem Moment fallen ließ, als sich die Augen und der Mund öffneten, voller Erwartung, dass das bisher nur fade Leben jetzt seinen erwarteten Höhepunkt erreicht. Ein Leben, das sich nur ertragen ließ, weil das glückliche Ziel die Gegenwart weniger monoton und das plagende Gefühl weniger schmerzhaft

werden ließ. Am Morgen schon den Abend erwartend, der den Abgesang des Tages verlautbaren ließ. Festzusitzen, statt auf dem Weg zu sein – aus dem Zug zu sehen, die Landschaften, Häuser und Menschen an sich vorbeiziehend, sich dabei nicht bewegend, starr, von sich abgekehrt – dann in den Tunnel einzufahren und vor sich selbst das eigene Spiegelbild in dem Dunkel des Tunnels zu erkennen; von Angst erstarrte Augen, die sich nur dann zeigen, wenn der Blick nicht abgewendet werden kann, so plötzlich trifft er den Vermeidenden, der nun durch sich selbst durchsieht. Das Spiegelbild eines anderen Menschen, der meine Augen, Nase und Mund hat,

**drama**  
**SLA**  
**02.22.**

mich an mich erinnert, mir jedoch die Kehle zuschnürt, mein Magen beben lässt, mich mit Ratlosigkeit zurücklässt. Eine Seele in einem anderen Körper; eingesperrt, gefangen, fremd – krank.

A.: Zurück zur eigentlichen Frage. Wann haben Sie sich entschieden hierher zu kommen?

B.: Als ich mich entschlossen habe, wegzugehen.

A.: Wohin?

B.: Hierher. Ins Nirgendwo.

A.: Hier ist das Nirgendwo?

B.: Das habe ich nicht gesagt.

A.: Das habe ich aber so verstanden.

B.: Sie haben Recht, die Worte im Schwarm zerpfücken ihre Genauigkeit. Ich gehe nirgendwo hin, ohne mich selbst mitzunehmen. Darum bin ich hier; um ins Nirgendwo zu gehen.

A.: Warum wollen Sie ins Nirgendwo hingehen?

B.: Weil das Nirgendwo mir als die bessere Alternative zum Irgendwo erscheint?

A.: Ich verstehe Sie nicht.

B.: Nichts ist trivialer als das Hier, das genauso gut das Jetzt wie das Morgen oder Gestern sein könnte. Die Zeit verschmilzt und ich in ihr. Das Denken und Fühlen webt sich ein in dieses Bild und wird zu einer dystopischen Phantasie, die schon längst keine mehr ist. Bestimmt von all dein Abbildern, die eine Fassade bilden, die mein Gesicht hat, meine Stimme, und meine Augen, die verlernt haben, mich zu sehen. Doch wer soll ich schon sein, wenn ich nicht der bin, als der ich geboren wurde?

Verstehen Sie?

Überdeckt mit tausend Farben benötigt mein Leben keinen neuen Anstrich, sehe ich doch

längst nicht mehr, was einst darunter lag. Habe ich nicht mal mehr eine Ahnung von mir, ohne all die Farben, die sich um mich hüllen und mir eine neue Form und einen neuen Anstrich geben.

Die Farbe, die ich trage, gefällt mir nicht mehr. Ich habe mich an ihr satt gesehen, und darin kann ich wohl einzig meine eigentliche Farbe erahnen.

Es ist schon frustrierend, dass das Sehen mit der Blendung einhergeht.

A.: Es liegt in ihren Möglichkeiten, etwas anderes zu sehen. Den Blick abzuwenden, auf das, was sie sehen möchten.

B.: Sie wollen es noch nicht verstehen. Sie wollen mich weiterhin durch die Finsternis führen, als Blinder, der einer fremden Stimme folgt.

Werde ich jemals klarsehen? Oder nur ein verschwommenes Bild der Welt, und meiner selbst in ihr?

Die Grenzen der eigenen Wahlmöglichkeiten sind vorgegeben. Es liegt nicht an uns, sie einzubrechen. Das nicht zu sehen, heißt sie nicht sehen zu wollen und das wiederum führt zu dem Gespräch über den Anderen mit sich selbst.

A.: Dann lassen Sie uns über sich sprechen?

B.: Man kann nicht *nicht* über sich selbst sprechen.  
Auch diese Erfahrung müsste aus Ihrer  
Alltäglichkeit geboren sein.

A.: *Sieht auf seinen Block. Zögerlich.* Es geht nicht  
um mich.

B.: Sehen Sie, dass sie es noch immer nicht  
verstehen. Wie nicht? Sehen Sie wie ich Sie  
ansehe? Warum machen Sie das? Warum sitzen  
Sie hier und hören sich Tag ein und Tag aus, die  
immer gleichen Geschichten mit ausgetauschten  
Protagonisten an. Dabei bin ich mir nicht mal  
sicher, ob sich die Protagonisten tatsächlich  
unterscheiden.

**drama**  
**SLA**  
**02.22.**

*Beginnt sich nebenbei eine Zigarette zu drehen.*  
Die Frau, die vor unserem ersten Treffen aus  
diesem Raum ging. Was hatte sie, war sie einsam  
am Tag und allein in der Nacht. Wie fühlte es sich  
an, als ihr Blick bei ihrem bekundeten Leid über  
das Alleinsein auf Sie fiel? Den Blick der Einsamen  
einfangend, die Versuchung erliegend, den  
Fallenden vor dem Aufprall rettend. Was regte sich  
da im Herzen und Gewissen, von denen wir doch  
alle nur zu gut wissen, dass das eine wie das  
andere das eine oder andere Mal vermessen ist.

*Lehnt sich zurück.* Es geht also nicht um Sie? Ihre  
Sehnsüchte, gesehen zu werden, durch das  
Ansehen eines mal mehr und mal weniger

vermeintlich Blinden. Gehört zu werden, weil der auf dieser Seite des Raumes Sitzende, sich selbst nicht mehr hören kann. Geliebt zu werden, wenn man es selbst nicht kann. Gespürt zu werden, um sich selbst zu spüren. Verstehen Sie mich, Sie sitzen hier vor mir. Ich sehe Sie in ihrem Stuhl, eingefallen, den Block eine künstliche Distanz aufbauend, bereit für den nächsten empfindlichen Blick, nichtssagenden Ton auf meine herausfordernden Worte. Sie sagen das geht nicht um Sie? Ich sehe das anders: Das geht hier alles um Sie.

*Pause.*

**drama**  
**SLA**  
**02.22.**

Was führt dich hierher?



## **3. Akt**

**drama  
SLA  
02.22.**

*Das Licht geht wieder an. Beide sitzen wieder gegenüber. A. ist ersichtlich unruhiger, sein Körper angestrengt. B. wirkt entspannt.*

A.: *Starr.* Ich hatte eine schöne Kindheit, ich würde sagen wir waren glückliche Kinder. Wir mussten uns keine Sorgen machen. Alles war sicher, die Schule und die Universität. Unsere Eltern haben uns dabei unterstützt.

– Ich hasste das Studium. –

Sie haben mir viele Möglichkeiten geboten. Ich konnte in die Schweiz zum Studieren gehen. Ein Semester in Frankreich verbringen.

– Ich versuchte ihnen zu entkommen. –

B.: Wenn du sie in den Ferien besuchen kamst, den Namen deines Bruders hörtest, der gerade seinen Abschluss gemacht hatte. An einer hervorragenden Universität, mit noch besseren Jobaussichten. So wie es dir hätte ergehen können. Aber du bist in der Mittelmäßigkeit geboren, wirst in ihr dein mittelmäßiges Leben führen und schließlich mittelmäßig zugrunde gehen.

A.: Sie waren stolz auf uns. Nach meiner mündlichen Prüfung haben sie mich angerufen, sie hatten es nicht vergessen. Beide haben sie mir gratuliert zu meinem Abschluss. Ich sollte mir noch einen schönen Abend machen, darauf anstoßen.

– Ich sah ihre Blicke, dich mich entblöbten. –

B.: Sie sahen dich nicht und du fingst an die Anderen zu sehen, um gesehen zu werden?

A.: Sie mochten meine Freundinnen. Sie waren immer sehr nett zu ihnen. Auch später, als ich heiraten wollte. Ohne sie hätte ich die Hochzeit nicht bezahlen können.

– Die kleinen Messerspitzen, die sich in das Fleisch bohren, zu klein, um dich zu töten, zu unbedeutend. –

Und bei dem Fest, ich habe ihre Freude gesehen, nachdem sie uns gratulierten.

– Mein Vater mochte sie nicht, glaube ich, jedenfalls fragte er mich, ob ich mir sicher sei, das sei nicht die falsche Entscheidung. Sie hatte keine hervorragende berufliche Perspektive, das musste auch nicht sein, sie war auch nicht besonders attraktiv, seinen abwesenden Blicken zufolge, sie hatte auch nicht Medizin oder Jura studiert, das war schon schwieriger. Sie war eben durchschnittlich. –

B.: Die kleinen Unbedeutendheiten, die dich in ihrer Summe hierherbrachten. Kleine nichtsagende Blicke, winzige Münder, aus denen Wortphrasen, -fetzen gespuckt werden. Der Blick gleitet an dir vorbei, auf dich in einer anderen

Gestalt, die ein bisschen attraktiver, ein bisschen intelligenter, ein bisschen eloquenter und ein bisschen liebenswerter ist.

Spürst du schon die Wärme, die deinen Arm herabgleitet?

A.: Ich mochte die Sommerurlaube. Die Sonne schien, das Leben lachte.

Wir hatten ein Ferienhaus in Südfrankreich, von Freunden, denke ich. Wir fuhren in dem Wagen, die Hitze ballte sich, ich an der Seite und sah aus dem Fenster, während sich meine Geschwister stritten. Meine Mutter ermahnte uns. Ich wusste nicht, warum ich, also blieb ich stumm.

**drama**  
**SLA**  
**02.22.**

Der Urlaub sollte ja schön werden. Von dem Ferienhaus aus konnten wir das Meer sehen und riechen. Der frische Fischgeruch, der sich mit den Geruch nach gammigen Algen mischte, die an dem Strand in der Sonne moderten.

– Ihr Grinsen zerriss mich. –

Das Leben ist da, um gelebt zu werden. Und das taten wir in den Sommermonaten, weit weg von zuhause. In der Freiheit der kindlichen Naivität.

B.: Und am Morgen saßt du am Frühstückstisch, die belanglosen Gespräche überdeckten die nächtlichen Stimmen, die leiser, nicht aber unhörbar wurden. Die langen Haare deiner Schwester, die sich in deiner Bürste befanden, die

du reinigen musstest, während dein Bruder am Strand seinen jüngsten Eroberungen nachstieg.

Du die Ruhe der Nachmittage nutztest, um in Büchern zu versinken, die Welten, in denen es sich leben ließ.

Mit den bekannten Schauspielern, den absehbaren Szenarien, die in äußerster Distanz von dir ihren Szenen folgten, und denen du als deren ständiger, doch unbekannter Beobachter ganz nah bist. So begannst du sie zu studieren, den gebildeten Schöngest, der dich der klassischen Kunst nahebrachte, das begehrende Mädchen, in deren Augen die Lust nach der Zweisamkeit als Miniatur deines Bildes zu sehen

**drama**  
**SLA**  
**02.22.**

ist, der Übermensch, mit dem du über den Tod Gottes und die Verdorbenheit der Menschen lachtest.

A.: Sie mussten viel Arbeiten, um uns zu versorgen, uns ein gutes Leben bieten zu können. Kinder brauchen viel, vor allem Geld. Wir waren anstrengend und die Tage lang. Sie haben ihr Bestes getan.

Sie haben mich zu dem gemacht, der ich heute bin. Mit meinen Fehlern, aber auch mit meinen Stärken, die mich zu mir machen. Erst durch meine Erfahrungen bin ich zu dem geworden, der ich heute bin und ich bin glücklich mit meinem Leben.

– Es langweilt mich. –

Aber die Herausforderungen, die das Leben an den Menschen stellt, machen ihn erst zum Menschen. Was dich nicht umbringt, mach dich stark.

B.: Die Langeweile mit ihrer bitteren Fassade, in der du dich selbst spiegelst, dir eine Fratze entgegenseht, mit großen, starren Augen, mit fahler Haut und zusammen gekniffenen Mund, dessen Lippen sich so stark aufeinanderpressen, dass sie schon ganz weiß sind, das Blut entweichen, bei jedem Gedanken an die Gegenwart. Und in jedem Gesicht begegnet dir diese Fratze, begleitet dich durch den Tag, sieht

dich morgens im Spiegel, zum Mittag sieht sie dir von dieser Seite aus zu – *zeigt auf seinen Stuhl* – und am Abend begegnet sie dir kurz vor dem Einschlafen, einen letzten Kuss vor dem Einschlafen gebend.

A.: *Steht auf. Nimmt ein Buch.* Die psychischen Herausforderungen, mit denen ich konfrontiert werde und die ich bewältige, stärken meine psychische Gesundheit. Emmy Werner fand heraus, dass trotz der negativen Erfahrungen, die ein Kind macht, eine signifikant positive Entwicklung nachzuvollziehen war. Daraus kann wiederum der Schluss gezogen werden, dass trotz vorhandener Risikofaktoren, positive Effekte von

eben diesen auf die menschliche Entwicklung ausgehen. Antonovsky entwickelte diese Erkenntnisse weiter und konnte die Grundlage für ressourcenorientierte Wege geben, mit denen Menschen gesund bleiben.

B.: Wie du in den Nächten in dem Bett lagst, ihr Lachen noch nachhallen hörtest, dich nach den Berührungen und Liebkosungen sehntest, der Schmerz, den sie hinterlassen haben und der dich immer in den Nächten anfang einzuholen, wenn die Geister der täglichen Hölle anfangen emporzusteigen, sich unter deinem Bett zu verstecken und von hier aus mit leisem Flüstern die dunkelsten Einschlaflieder zu singen.

**drama**  
**SLA**  
**02.22.**

Und jeden Morgen begegnet dir die Fratze wieder, die deine eigene ist, oder auch nicht.

Werfe deinen Blick auf dein Spiegelbild, während du deine Zähne regelmäßig bürstest, in den kreisrunden Bewegungen deiner Kindheit, deine Hose, die gestern auf dem Stuhl, jetzt an dem Haken hängt, weil alles seine Ordnung hat. Denke an sie, die Dusche vor der Arbeit, der Kaffee, der ein langwieriges Begehren kurzfristig stillt. Erkennst du dich noch, erkennst du noch dein Gesicht. Oder bist du schon so blind, wie deine Seele taub.

A.: Jedenfalls ist die Bindung zu den Eltern prägend für die späteren Beziehungen, dennoch

nicht endgültig. Weitere Einflüsse können das primäre Bindungsereignis auch im Nachhinein beeinflussen, sowohl positiv wie auch negativ. Grundlegend für den Säugling ist jedoch das Stillen seiner Bedürfnisse. Dazu gehören die essentiellen Bedürfnisse, wie das Essen, Trinken, Schlafen. Aber auch die Gefühle der Mutter, deren Fürsorge – wie in diversen Publikationen nachzulesen ist – ist von grundlegender Bedeutung für die Entwicklung des Kindes. So konnte gezeigt werden, dass trotz einer ausreichenden Versorgung mit Nahrung und Schlaf, Säuglinge Anzeichen einer schweren traumatischen Belastung zeigten, wenn die Liebe der Mutter fehlte.

**drama**  
**SLA**  
**02.22.**

– Sie tat sich immer schwer, ihre Liebe zu zeigen. Und dennoch weiß ich, dass sie mich liebte. – Ich bin allein.

Eltern liebe ihre Kinder und Mütter erst recht. Sie hatte aber keine stabile Beziehung in ihrer eigenen Kindheit gemacht. Die Nachkriegsjahre waren geprägt von einer Kultur der Verdrängung und des Wiederaufbaus. Die Familien waren der Mikrokosmos dieser gesellschaftlichen Entwicklung, was sich auch in der Erziehung meiner Eltern, meiner Mutter insbesondere, nachweisen lässt. Die Kindheit war kalt und wenig herzlich. Aufgrund dieser ihrer eigenen Erfahrungen



viel es ihr schwer, ihre Liebe zu zeigen und auf meine Bedürfnisse adäquat zu reagieren.

– Ich verabscheue die Familienessen, heute wie gestern wie morgen. –

Meine Familie war aber für mich da, wenn ich sie brauchte. Sie war mein Anker.

B.: Du lagst nachts im Bett, hörtest die Stimmen deiner Eltern, deine Brust noch gelähmt von den Worten deines Vaters, als deine Mutter von deinen Noten sprach, deren Verschlechterung die Lehrerin zu einem Anruf nötigte, der deine Eltern in die Schule bat, in der du das tägliche Tuscheln hinter deinem Rücken hörtest, das leise und monoton den Unterricht wie die Pausen begleitete,

deine Ohren immer gebannt, wodurch der Unterricht nebensächlich und die Angst vor dem Schulschluss bestimmend wurde, bei dem du auf die Tuschelnden stoßen würdest.

Und der schlaflosen Nacht folgte der müde Tag, an dem das Tuscheln wieder einsetzte, die Stimmen den Lehrstoff übertönten, der Schutzlosigkeit ausgeliefert, der freie Fall, Halt suchend. Du aufmerksamer für die Stimmen wurdest, ihnen aber keine Antwort gabst, sondern die Stille deiner Gegenwart, hinter der sich all die gesprochenen Worte zusammentaten zu einer festen Masse, die sich langsam von Innen nach Außen wölbte und ein Schutzschild zwischen Dir und den Anderen

**drama**  
**SLA**  
**02.22.**

schaffte. Und ich lernte fortan dir als stiller Beobachter zu folgen, die Stimmen zu verstehen, nicht an dir vorbei gleiten zu lassen, sondern sie aufzunehmen, den Schlag der Zunge, das Vibrieren der Stimmenbänder zu deuten, welche die Wörter erzeugten, um sie zu kontrollieren, aus der sicheren Distanz.

A.: Ich bin aus Überzeugung Psychotherapeut geworden. Ich hatte schon immer ein ausgesprochenes Interesse an dem Seelenleben anderer und war dazu gut in Mathematik. Die Statistik und Menschen lagen mir. Beides zu verstehen, sichert den Job und das Einkommen, langfristig.

**drama**  
**SLA**  
**02.22.**

– Sie gab mir Kontrolle. –

Eine Familie kann man nur auf einem soliden Fundament aufbauen.

B.: *Pause. Sieht A ruhig an.* Kein Schein ist schöner als der Schein des erträglichen Lebens, der jeden Tag etwas stärker flimmert, in dem Licht der unermüdlichen Frustration des Alltags.

Er flackert durch die kleinen Räume, macht dabei kurze Erinnerungen wieder sichtbar, deren Gefährte die Wehmut ist. *Pause.*

Gekämpft hast du, kämpfen muss man nur, um glücklich zu sein und doch liegt nicht in jedem Leben das Glück verborgen, wonach nur noch das

Kämpfen bleibt. Das sollte dem Kind gelehrt werden; nicht glücklich zu sein! Es erspart ihm und seiner Umwelt viel Kummer und Leid, und im schlimmsten Fall, so trifft es wohl doch nur das Kind selbst. Ein einsames Opfer, das sich sein Unglück selbst verdankt und dem sich das Schicksal hoffentlich bald schon erbarmt.

Also was schere ich mich drum. Glück oder Unglück, leide ich doch unter dem einem meist mehr als unter dem anderen. Niemand ist am Unglück verendet, nur an der Erkenntnis des unmöglichen Glücks. Doch bis dahin sind lange Jahre vergangen, vielen Möglichkeiten vergolten

und unzählige Versuche unternommen, das Glück doch noch einzufangen.

Und durch die Suche nach dem Glück wurdest du ganz unglücklich, denn alles, was dir auf deiner Suche begegnete, ist die Abwesenheit dessen, was man als Glück vermutet.

So schwankst du von dem einen zum anderen Abenteuer, fandest Freude im Schlaf, im Essen und im Lieben. Doch Glück fandest ich nicht, da das Überirdische nur allzu ungerne dem Irdischen Gesellschaft leistet.

Siehe mich an.

A.: Kann ich ein Glas Wasser haben?

*B. steht auf und geht wortlos zu Tür, um kurz danach mit einem vollen Glas Wasser zurückzukommen. B. stellt es auf einen kleinen Tisch, der zwischen den beiden Sesseln steht. Er setzt sich wieder auf den Stuhl. Pause. A. setzt sich aufrecht, nimmt das Wasser und trinkt ein Schluck. Stellt das Glas ab. B. wirft es um, es zerbricht. A. blickt erst das zerbrochene Glas, dann B an.*

A.: *Ruhig.* Weich wie durch warme Butter gleitete die Klinge erst durch die Haut, dann die ersten größeren Gefäße und schließlich durch die verborgenen Schichten hindurch. Ich spürte das Fleisch, wie es sich erst in dem Widerstand übte – so wie einst ich – und dann nachgab. Dunkle rote Bahnen flossen zur linken und zur rechten Seite, bis ihre Richtung nicht mehr erkennbar war. Ich stellte mir vor, wie das Blut sich aus Wasser färbte und sich schwarze Beulen um die frische Spalte füllten.

Erst dann ließ das Licht immer mehr nach. Ich verfolgte seinem changierenden Verlauf, wie an einem hellen Tag, an dem der Himmel erst bläulich

mit goldenen Sprenkeln versehen ist, dann roséfarbene Schattierungen hinzuziehen und das Farbspiel durch violette Bahnen abschlossen wird. Und dann ist sie da.: Die Finsternis.

Das ist nun drei Tage und zwei Nächte her.

B.: Warum hast du das getan?

A.: *Bleibt ruhig.* Das fragst du mich? Du forderst mich zum Gefecht heraus und bist dann von dem Ende entsetzt.

B.: Warum hast du nicht mehr dagegen gekämpft?

A.: Kämpfen. Dieses Kämpfen als wohl meist überschätztes Phänomen seiner Zeit. Neben dem Glück. Bedingt sich doch beides auf eine seltsame, beinahe diabolische Art.

B.: Deine Worte glaubtest du selbst nicht, weshalb die Dunkelheit stärker war als die Helligkeit. Deine Worte glaubtest du selbst nicht, sondern fandst in ihnen nur die Mutlosigkeit der letzten Einsicht.

Erst jetzt hast du verstanden.

Ich bin zweimal gestorben und jetzt sind wir tot, denn du gehst mit mir und im Tod sind wir vereint: Du und ich.

*A stand auf und schloss die Tür hinter sich. Er sah  
in den Spiegel neben der Tür. Er sah: nichts.*

—  
**Katja Hellmys**  
**Karlsruhe**

**drama**  
**SLA**  
**02.22.**